

zeit wenigstens im deutschsprachigen Raum mit ganz neuen Augen zu betrachten.
(Oktober 2017) *Andreas Waczkat*

JOHANN MATTHESON: Texte aus dem Nachlass. Hrsg. von Wolfgang HIRSCHMANN und Bernhard JAHN unter Mitarbeit von Hansjörg DRAUSCHKE, Karsten MACKENSEN, Jürgen NEUBACHER, Thomas RAHN, Dirk ROSE und Dominik STOLTZ. Hildesheim u. a.: Georg Olms Verlag 2014. 706 S., Abb.

Mit einer einfachen Berufsbezeichnung ist die umfassende Tätigkeit des Hamburger Universalschriftstellers Johann Mattheson nicht zu fassen. Für die Musikwissenschaft, die sich erst nach 1945 (und damit erst nach dem Schock kriegsbedingter Quellenverluste) intensiver mit ihm zu befassen begann, ist er naturgemäß zunächst in ihrer einschlägigen, aber eben nur ausschnitthaften Perspektive erschienen (mit fundamentalen Forschungsarbeiten von Beekman C. Cannon, George W. Buelow, Hans Joachim Marx und vielen anderen); für die Historiographie des deutschen Journalismus wurde er in letzter Zeit vornehmlich durch grundlegende Arbeiten des Bremer Publizistikwissenschaftlers Holger Böning erschlossen. Das zu beackernde Feld ist aber noch viel breiter: Mattheson war Musiker (Opernsänger, Domkapellmeister, Organist), Journalist und Publizist, Musikgelehrter, Übersetzer wissenschaftlicher wie poetischer Texte, Komponist und – nach seinem Selbstverständnis überhaupt am bedeutsamsten – Diplomat (nämlich Privatsekretär des englischen Gesandten). All diesen Aktionsfeldern gleichermaßen gerecht zu werden, ist eine buchstäblich interdisziplinäre Forschungsaufgabe. Hinzu kommt, dass neben dem immensen Umfang des gedruckten Œuvres noch ein voluminöser Nachlass der wissenschaftlichen Auswertung harrt, den Mattheson 1763 testamentarisch der Hamburger Stadtbiblio-

thek vermacht hat und der heute – nach kriegsbedingter Auslagerung und späterer Rückführung – in den Teilen, die den Krieg überlebt haben, in deren Nachfolgeinstitution, der Hamburger Staats- und Universitätsbibliothek, verwahrt wird. Dieser Herausforderung hat sich ein von Wolfgang Hirschmann und Bernhard Jahn geleitetes DFG-Projekt („Johann Mattheson als Initiator und Vermittler“) gestellt, aus dem zunächst ein umfangreicher, gleich betitelter Tagungsband hervorgegangen ist (2010 im Olms-Verlag) und bald darauf die hier zu besprechende, noch weitaus umfangreichere Edition. Beide Bände gehören, vom Verlag vorzüglich ausgestattet und überaus ansprechend gestaltet, als Resultate dieses Projekts eng zusammen.

Die nunmehr zwölf Konvolute, in die der Hamburger Mattheson-Nachlass heute gegliedert ist, werden in repräsentativer Auswahl von den Herausgebern des vorliegenden Bandes in sechs Sachgruppen untergebracht, in denen sich längst nicht alle, aber doch die wichtigsten Sektoren von Matthesons Aktionsfeld spiegeln: Biographisches, Publizistik, Philosophie und Ästhetik, Theologie und Moral, Musik. Ihnen folgt, selbst für den Mattheson-Kenner überraschend, eine weitere voluminöse Gruppe von Gedichten (S. 573–645), mit denen sich ein ambitionierter und handwerklich durchaus geschickter Poet mit Beiträgen zur Hamburger Lyrik zwischen Barthold Heinrich Brockes (den er auf S. 620 ebenso geistreich wie ergreifend betrauert) und Friedrich von Hagedorn zeigt (letzterer wird wegen seiner Anakreontik durchaus scharf angegangen). Als besonders witzig ist hier ein Gedicht „en 2 langues et demie“ hervorzuheben, das zwischen zwei Strophen in den beiden „ganzen“ Sprachen Deutsch und Französisch eine mittlere in der „halben“ Sprache Plattdeutsch setzt. „Wat shall he dohn?“ (S. 639) – so ähnlich mag es erstens im mittleren 18. Jahrhundert auf Hamburgs Straßen geklungen haben, und so wird zweitens natürlich auch die Basis sicht-

bar, die dem englischen Gesandtschaftssekretär, für einen Hamburger Intellektuellen typisch, die mühelose Erlernung des Englischen ermöglicht hat. Es fällt auf, dass Mattheson im Rahmen seiner Poesie auch bei religiösen Themen viel leichtfertiger ist als in der einschlägigen, mit fast unerwarteter Schärfe aufklärungskritischen Prosa aus der Abteilung „Theologie und Moral“. Aber ganz so theologisch liberal, wie in der Einleitung zur poetischen Sachgruppe insinuiert (S. 579), ist er dann doch wieder nicht: Mit dem „evangelischen Propheten“ erlaubt sich Mattheson nicht etwa den leicht frivolen Scherz einer Parallelisierung Christi mit dem „türkischen Propheten“ Mohammed (S. 608), sondern gemeint ist natürlich, in der Tradition der typologischen Bibelauslegung, der alttestamentarische Jesaja, der mit seinem Lied vom unfruchtbaren Weinberg (Jes 1–7) auf das Weinberggleichnis der Evangelien vorausweist.

In vorzüglichen Einleitungen zu den jeweiligen Sachgruppen, Vorbildlichen Stellenkommentaren und mit der Methodik einer exzellent ausgewiesenen Textkritik wird hier ein Mattheson erschlossen, der das bisher bekannte Bild erheblich zu differenzieren in der Lage sein dürfte. Neues Licht fällt aber auch auf teilweise schon Bekanntes: So ist etwa das 1723 begonnene Zeitschriftenprojekt *Gros-Britannische Denkwürdigkeiten*, das über die erste Nummer nicht hinausgekommen ist, mit weiteren geplanten Nummern im handschriftlichen Nachlass dokumentiert (S. 84–105) – ein zwar gleich zu Beginn gescheitertes Unternehmen, das aber, weil es ganz auf Politisches verzichtet und sich auf kulturelle Nachrichten von allgemeinem Interesse konzentriert, dem Bild des Publizisten Mattheson eine wichtige Facette hinzufügt. Und viel klarer als aus den publizierten Schriften wird anhand der Nachlass-Materialien auch die Kontinuität von Matthesons theologischer Orthodoxie (die also nicht erst in zunehmendem Alter dominiert), die zu einem vordergründigen Ver-

ständnis von „Aufklärung“ einen auffallenden Querstand bildet. Damit wird aber nur umso deutlicher, inwiefern der einerseits maßgeblich um die Begründung eines deutschen Zeitschriftenwesens verdiente Aufklärer Mattheson, der zwar ganz im Sinne Immanuel Kants den Mut aufbringt, sich seines eigenen Verstandes zu bedienen, andererseits eben doch „nur“ der ersten Generation der Aufklärer angehört, auf die dann in mehreren Schüben zuerst sein spezieller Kontrahent Johann Christoph Gottsched, sodann Kant und Gotthold Ephraim Lessing folgen. Den historischen Abstand deutlich macht nicht zuletzt eine etwas erstaunte Bemerkung über „böse“ Komponisten-Charaktere selbst im Bezirk der doch so göttlichen Musik, denen aber in dem Gesamtkorpus der Menschengattung eben die offenbar unvermeidlichen „Blutschänder, Ehebrecher und andre böse Blattern“ entsprechen (S. 489): Erst bei Kant wird später der leicht resignierte Lakonismus solcher Bemerkungen als illusionsloser Blick auf das „krumme Holz“ des menschlichen Gattungsexemplars dialektisch zusammengespannt mit dessen unverbrüchlicher Würde als freies Moralwesen, in einer fast schon humoristischen, jedenfalls aber optimistischen Volte in die geschichtsphilosophische Offensive zu gehen.

Dass das von Hirschmann und Jahn samt einer Gruppe hervorragender Mitarbeiter vorgelegte transdisziplinäre Resultat ein Desiderat nicht nur der Mattheson-Forschung im engeren Sinne, sondern überhaupt der geistes- und sozialgeschichtlichen Erforschung des frühen 18. Jahrhunderts erfüllt, muss somit nicht noch eigens wiederholt werden. Der vorliegende Band unterfüttert die Irritationen, die ein unbedarfter Betrachter von heute aus beim Blick auf die Aktivitäten Matthesons gewinnen könnte, und hilft zugleich, sie aufzulösen. In Matthesons Schaffen einfach die undurchschaute Verschränkung progressiver und traditionalistischer Züge zu sehen (journalistisch-publizistische Pioniertaten einerseits, religiöse

Orthodoxie andererseits, und dies alles stilistisch schwankend zwischen geistreichster Eleganz und umständlichster Schwergängigkeit), wäre anachronistisch. Die Materialien des Bandes vermitteln vielmehr – vorbildlich erschlossen und gründlich kommentiert – das gar nicht so selbstwidersprüchliche als vielmehr grundsätzlich stimmige Bild eines auf Vielseitigkeit bedachten spätbarocken Gelehrten-Habitus, dessen Äußerungsformen nicht auf eine übergeordnete Systematik zielen, sondern ganz pragmatisch eng auf ihre jeweiligen Kontexte und Anlässe zugeschnitten sind. Besonders aufschlussreich sind die Einblicke, die manche Materialien in die Werkstatt dieses versatilen Geistes bieten (als Stufen der Textentstehung: S. 417–442, als vorbereitende Materialsammlung: S. 480–505): Es geht um die bewusst eklektische Strategie einer auf einer Fülle von Exzerpten beruhenden Kombinatorik und Kompilation, mit der ein schriftstellerisches Ethos des 17. Jahrhunderts mitsamt dessen Ideal von Wissenschaftsprosa zugleich beerbt und doch auch experimentell der eigenen Epoche anverwandelt wird. (Erst am Ende des Jahrhunderts versteht ein Genie wie Jean Paul aus dieser Arbeitsmethode durch geradezu abenteuerliche Transformation ein Kabinetstück proto-romantischer Poesie zu machen.) Und manche im Schreibtisch verschlossen gebliebene wüste Invektive (z. B. gegen die als renitent empfundenen Hamburger Opernsänger, S. 549–551) zeigt nun e contrario, wie sehr sich der als Polemiker gefürchtete Mattheson für öffentliche Verlautbarungen eben doch zu disziplinieren wusste.

Ein umfangreicher Anhang mit Faksimile-Abbildungen, Quellen- und Literaturverzeichnissen sowie Registern zu realen, literarischen, mythologischen und biblischen Personen bis hin zu einem (für Mattheson bezeichnenderweise eben unabdingbaren!) Bibelstellen-Register machen die Handhabung des Bandes zu einem großen Vergnügen. In diese Freude über eine rundum herausragende Forschungs- und Editionsleis-

tung mischt sich die Befriedigung über die glanzvoll legitimierte Investition der allseits so begehrten DFG-Mittel.

(November 2017) *Hans-Joachim Hinrichsen*

KAI MARIUS SCHABRAM: Konzepte „großer“ Form. Studien zur symphonischen Zyklik im 18. und 19. Jahrhundert. Kassel u. a.: Bärenreiter-Verlag 2016. 504 S., Nbsp. (Kieler Schriften zur Musikwissenschaft. Band 54.)

Die viergliedrige Satzfolge „schnell – langsam – Tanz – schnell“ ist in der Symphonik des 18. und 19. Jahrhunderts zu einer nahezu selbstverständlichen Norm geworden. Weshalb sich gerade diese Folge herausgebildet hat und wie die vier sehr verschiedenen und in der Regel in sich abgeschlossenen Sätze zusammen eine zyklische Einheit bilden, wurde bislang kaum systematisch untersucht. Bisherige Studien widmeten sich vielmehr bevorzugt solchen Werken (vornehmlich des 19. Jahrhunderts), deren Komponisten diese Einheit zusätzlich absichern durch konkrete satztechnische Strategien wie die Verwendung von gemeinsamem motivisch-thematischem Material oder (seltener) durch die Konstellation mehrerer wiederkehrender Tonarten und/oder fließende Übergänge zwischen den Sätzen. Trotz ihrer oft spektakulären und daher analytisch dankbaren Resultate waren solche Strategien für die Herausbildung des Satzzyklus keineswegs konstitutiv. Daher erscheint es sehr einleuchtend, dass Kai Marius Schabram in seiner umfangreichen Monographie, die eine „grundlegend überarbeitete“ Fassung seiner Kieler Dissertation von 2012 bildet, nicht diese Einzelfälle in den Vordergrund stellt, sondern vielmehr die Normierung des vier-sätzigen Modells und den Wandel des darüber geführten Diskurses, der sich in Interaktion mit der Kompositionspraxis und vor dem Hintergrund des allgemeinen Wandels des Musikdenkens und -lebens vollzog.